

GABRIELLE OBERHÄNSLI-WIDMER

Die Optik der Übersetzerin

Ein Gespräch mit Ruth Achlama

Die Optik der Übersetzerin

Ein Gespräch mit Ruth Achlama*

von Gabrielle Oberhänsli-Widmer**

Der Zugang zur hebräischen Literatur wäre einem europäischen Publikum ohne die Arbeit des Übersetzers, der Übersetzerin weitgehend verschlossen. Bedeutende Autoren wie beispielsweise der Nobelpreisträger für Literatur von 1966, Samuel Josef Agnon, könnten bedauerlicherweise nur eine sehr kleine Leserschaft erreichen. Ob die Übersetzungen dabei den Hauch der ursprünglichen Sprache spüren lassen und den Geist des Originals vermitteln, steht und fällt mit der Kongenialität der Übersetzer. Eine der herausragendsten Persönlichkeiten auf dem Gebiet der Übertragung moderner israelischer Literatur ins Deutsche ist Ruth Achlama. Ihr verdankt das deutschsprachige Lesepublikum die Lektüre führender israelischer Autoren der letzten Jahrzehnte: Amos Oz, Abraham B. Jehoschua, Yoram Kaniuk, S. Yishar oder Meir Shalev - um nur ein paar Beispiele herauszugreifen.

Ruth Achlama wurde 1945 in Deutschland geboren, wuchs in Mannheim auf, absolvierte ihr Jurastudium in Heidelberg mit anschliessendem Referendariat in Tel Aviv. Nach einem Judaistik-Studium am amerikanischen Zentrum für Reformjudentum, am Hebrew Union College in Cincinnati, wanderte Ruth Achlama 1974 nach Israel aus und lebt seitdem mit ihrem Mann Abraham Achlama, einem gebürtigen Israeli und promovierten Chemiker, in Rechovot. Neben einer zusätzlichen Ausbildung zur Bibliothekarin und der Ausübung dieser Tätigkeit an der landwirtschaftlichen Abteilung der Hebräischen Universität in Rechovot begann Ruth Achlama ihren seit Schulmädchentagen gehegten Traumberuf in die Wirklichkeit umzusetzen: Sie übersetzte anfänglich journalistische Sachbücher und wissenschaftliche Fachliteratur, zuerst Englisch-Deutsch, dann Hebräisch-Deutsch, und bekam mit Yoram Kaniuks *Wilde Heimkehr* (Stuttgart 1984) ihren ersten literarischen Auftrag. Seitdem hat sie mehrere Dutzende der literarischen Glanzpunkte neuester israelischer Literatur ins Deutsche übertragen. Ruth Achlama war Trägerin des Hieronymus-Rings für Übersetzer (1993-1995) und erhielt 1995 den Paul Celan-Preis.

Am 16. Juli 1997 hatte ich Gelegenheit, die bekannte Übersetzerin in Rechovot zu besuchen und sie zu verschiedenen Aspekten ihrer Tätigkeit zu befragen. Geleitet von der Thematik "50 Jahre hebräische Literatur im Rahmen des Staates Israel" kamen dabei - neben der Übersetzungstechnik - auch die Entwick-

* Ruth Achlama, Sokolov Str. 7, POB 1277, Rehovot 76112, Israel.

** PD Dr. Gabrielle Oberhänsli-Widmer ist Privatdozentin für Religionsgeschichte des Judentums und Lehrbeauftragte für Hebräisch an der Universität Zürich; Mühlehal-denstr. 60, CH - 8953 Dietikon, Schweiz.

lung der israelischen Literatur oder deren Verhältnis zu Religion, Politik und Gesellschaft zur Sprache.

G. O.: Wenn ich die Liste der von Ihnen übersetzten Werke überblicke, fällt mir auf, dass von den literarischen Gattungen her ganz eindeutig der Roman dominiert, Lyrik oder Theaterstücke fehlen dagegen. Wie würden Sie den von Ihnen bevorzugten Ausschnitt hebräischer Literatur beschreiben?

R. A.: Ich bevorzuge Prosa, Romane und Erzählungen, weil das auch die Art Literatur ist, die ich für mich selber lese. Daneben habe ich jedoch auch schon zwei Hörspiele übersetzt sowie ein kleines Theaterstück. Übersetzungsaufträge für reine Lyrik aber lehne ich ab, obwohl mir zum Beispiel schon Jehuda Amichai oder David Vogel angetragen wurden, zwei Autoren, von denen ich mit Freuden Prosa übersetzt habe. Lyrik ist eben wieder ein ganz spezielles Gebiet von Übersetzung, für das ich kein ausgesprochenes Empfinden habe. Allerdings schreiben einige der von mir übersetzten Autoren, wie etwa S. Yishar und Amos Oz, stellenweise ausgesprochen lyrische Prosa, in deren Sprache und Rhythmus ich mich sehr gern einfinde. Aber auch mit gelegentlich eingestreuten Gedichten, wie bei Meir Shalev und Shulamith Hareven, muss man sich natürlich befassen.

G. O.: Die von Ihnen übersetzten Schriftsteller sind wohl die bekanntesten Vertreter aktueller israelischer Literatur - Amos Oz, Abraham B. Jehoschua, Joram Kaniuk, Amos Kenan, Meir Shalev, S. Yishar. Es sind vorwiegend Repräsentanten der Strömung, welche die Literaturwissenschaft als "Gal chadasch", als neue Welle, oder als postrealistische Literatur bezeichnet. Neben dieser Strömung gibt es indes noch weitere wichtige Arten von Prosa. Würde es Sie nicht auch locken, beispielsweise Klassiker zu bearbeiten wie Samuel Josef Agnon einerseits oder andererseits moderne groteske Formen wie etwa diejenigen von David Grossman oder Etgar Keret?

R. A.: Als nächstes übersetze ich ein Buch von Amos Oz über Agnon, *Schetiqat ha-Schamajim (Das Schweigen des Himmels)*, und da muss ich, wie schon bei Oz' *So fangen die Geschichten an* (Frankfurt am Main 1997), zum Teil auch Passagen des Originals übertragen, was ich durchaus als verlockende Herausforderung betrachte. Die jüdische Klassik hat mich in einer früheren Phase sehr fasziniert, doch gerade die Übersetzung von Agnon braucht ein enormes talmudisches Wissen. Meine Spezialität ist eher die moderne Alltagssprache in all ihren Formen. Sehr begeistert hat mich aber auch David Vogel, der in der Schoa umkam und erst sehr viel später wiederentdeckt worden ist. Was die jungen Autoren betrifft, versuche ich mich unter anderem mit Leseabenden auf dem Laufenden zu halten, und ich übersetze nun ein Buch der 1959 geborenen Autorin Ronit Matalon *Se 'im ha-Panim elenu (Der mit dem Gesicht zu uns)*, das im Frühjahr 1998 unter dem Titel *Was die Bilder nicht erzählen* auf Deutsch erscheinen wird. Es ist eine faszinierende Collage mit Bildern und verschiedenen Textarten, aber, für mich wichtig, eben auch eine wunderbare Familiensaga, also ein Buch, das

eine Geschichte zu erzählen hat. Vielleicht ist das Verhältnis Autor - Übersetzer gelegentlich auch altersbedingt, so dass junge Übersetzer jungen Autoren manchmal besser gerecht werden können, sowohl sprachlich als auch vom Lebensgefühl her. Andererseits sind wir Älteren bei älteren Autoren manchmal im Vorteil, vom persönlichen Erleben her und auch, weil gelegentlich Landschaften, Geräte, Alltagsverrichtungen oder Schlager erwähnt werden, die wir wenigstens noch aus der Kindheit oder aus den Erzählungen der Eltern oder Grosseltern gekannt haben. Natürlich muss man als Übersetzer sehen, dass man der sprachlichen und kulturellen Entwicklung stets auf den Fersen bleibt und daher möglichst viel zwischen den beiden Sprachbereichen hin und her pendelt, damit man zum Beispiel auch Anspielungen verschiedenster Art auf Reklamen oder Fernsehsendungen und ähnliches mitbekommt. Und in meinem Fall muss ich mich eben ständig darum bemühen, dass mein Deutsch nicht veraltet.

G. O.: Eine letzte Frage zur Auswahl Ihrer Autoren: Die meisten sind Aschkenasim, Ausnahmen bilden lediglich Abraham B. Jehoschua und Ronit Matalon, welche beide sefardische Wurzeln haben, und ebenso sefardisch ist das beschriebene Milieu im Jerusalembuch von Shulamith Hareven, *Stadt vieler Tage* (Frankfurt am Main 1996). Ist Ihre Auswahl auch eine Konzession an ein deutschsprachiges Publikum, oder inwiefern stehen hinter Ihrer Auslese von Autoren auch erzieherisch didaktische Absichten in dem Sinn, dass Sie ein bestimmtes Bild von israelischer Literatur und von Israel nach Europa schicken wollen?

R. A.: Die Entscheidung, welche Autoren übersetzt werden, liegt bei den Verlagen. Ich übersetze grundsätzlich nur Autoren, die ich sehr mag. Das heisst natürlich nicht, dass das die einzigen sind, die ich sehr schätze, doch sind mir ja auch rein zeitlich Grenzen gesetzt, zumal ich, soweit irgend möglich, das Werk der einmal übernommenen Autoren gerne weiterführen möchte. Mit den Autoren, die ich übersetze, bin ich auf jeden Fall politisch ganz eins, und zum Glück gibt es ja hier fast keine bedeutenden rechtsstehenden Schriftsteller. Einen solchen Auftrag würde ich nicht annehmen, denn es muss schrecklich sein, ein Buch zu übersetzen, mit dem man sich nicht identifizieren kann, und zudem würde man dem Text nicht gerecht. Andererseits finde ich es wichtig, dass der sefardische Bereich neben dem aschkenasischen voll zu Wort kommt, und es freut mich auch sehr, das ich mit Ronit Matalon, nach Shulamith Hareven, wieder einmal einer humorvollen, authentischen Frauenstimme als deutsches Sprachrohr dienen kann.

G. O.: Ich möchte jetzt die Optik wechseln von den Autoren zum Publikum. Für wen übersetzen Sie? Wer ist Ihre imaginäre, wer Ihre reelle Leserschaft? Und bevorzugen beispielsweise englisch- oder französischsprachige Leser und Leserinnen andere israelische Schriftsteller?

R. A.: Das gemeinsame Kriterium des Lesepublikums ist wohl die Verbindung

zu Israel, die allerdings ganz verschieden sein kann: Urlaubslektüre von Touristen oder Volontären, deutsch-jüdische Leser, Lesezirkel im jüdisch-christlichen Dialog – ich denke dabei etwa an das Buch von Meir Shalev, *Tanach achschav (Die Bibel heute)*, welches im Herbst 1997 unter dem Titel *Der Sündenfall – ein Glücksfall?* auf Deutsch erscheint, aber auch an die ganze sonstige Bandbreite hebräischer Literatur. Auf der anderen Seite gibt es aber auch Leser, die einfach an bedeutenden Autoren der internationalen Literatur interessiert sind, geleitet von einem künstlerisch schriftstellerischen Aspekt. Was die Übersetzungen in andere Sprachen betrifft, so sind mehrere "meiner" Autoren ja längst international bekannte und anerkannte Schriftsteller. Natürlich gibt es Präferenzen: David Vogel und Abraham B. Jehoschua erfreuen sich in Italien besonderer Beliebtheit, Amos Oz und Meir Shalev lösen dagegen beim deutschen Publikum womöglich noch grössere Begeisterung aus. Andererseits hat Amos Oz auch den französischen Femina-Preis für *Black Box* (Frankfurt am Main 1989) erhalten und wird in diesen Tagen zum Chevalier der französischen Ehrenlegion ernannt. Ein in Israel hochberühmter Autor wie S. Yishar, Träger des Brenner-, Bialik- und Israel-Preises, im Ausland aber lange nicht erkannt und bis auf sporadische Erzählungen nicht übersetzt, wurde jetzt dem deutschsprachigen Publikum mit zunächst zwei Bänden vorgestellt, dem 1992 entstandenen Roman *Auftakte* (Reinbek 1996) und dem Erzählungsband *Geschichten von Krieg und Frieden* (Frankfurt am Main 1997), der sieben seiner wichtigsten Erzählungen aus den Jahren 1948-1965 zusammenfasst. Beide Bände erschienen oder erscheinen auch auf Französisch. Anderen Sprachbereichen ist das Werk dieses grossartigen Schriftstellers vorerst weiterhin verschlossen. Auf diesem Hintergrund erstaunt es nicht mehr so sehr, dass laut Angaben des "Institute for the Translation of Hebrew Literature"¹ Deutsch die Sprache ist, in welche derzeit am meisten hebräische Literatur übersetzt wird, mehr also noch als ins Englische. Das Angebot ist wirklich vielfältig, umfasst nicht nur die bereits bekannten Autoren, sondern auch neuere Stimmen wie Joel Hoffman, Orly Castel-Bloom, Etgar Keret oder eben Ronit Matalon, die selbst in Israel noch nicht jedem bekannt ist.

G. O.: Neben Autoren und Leserschaft ist für Sie ein grundlegender Bezugspunkt die Sprache. Und da ist Deutsch durch die Schoa nicht irgendeine Sprache, in die man übersetzt, sondern eine überaus belastete Sprache. In Nathan Shachams *Rosendorf Quartett* (Frankfurt am Main/Leipzig 1994) spricht einer der Protagonisten, ein nach Israel entfloherer deutsch-jüdischer Schriftsteller, dass er sich mit seiner Sprache fühle wie ein Violonist mit gebrochenen Fingern. Hatten Sie in dieser Beziehung mit dem Deutschen und als in Israel lebende Deutschsprachige nie Mühe?

R. A.: Grundsätzlich nein. Selbstverständlich gibt es jedoch Ausdrücke, Wörter, welche man heute nicht mehr verwenden darf. In den von mir übersetzten

1 The Institute for the Translation of Hebrew Literature, Steimatsky House, 11 Hakishon Street, Bnei Brak Israel; Tel: 03-5796830, Fax: 03-5796832; Adresse: POB 10051, 52001 Ramat Gan, Israel.

Büchern wird das Problem auch einmal thematisiert, in Yoram Kaniuks *Adam Hundesohn* (München/Wien 1989), wo es von der deutschen Sprache heisst (S. 11): “Sie hat uns auf die höchsten Höhen erhoben und mit Pferdepeitschen geschlagen. Eine betörende, verfluchte, wunderbare Sprache”, und weiter über das Deutsch der noch rechtzeitig in Israel eingewanderten Jecken, “jener alten, schönen Sprache, die hier in den letzten zwanzig Jahren nicht korrumpiert worden ist.” Ja, man muss sich vor der Korrumpierung der Sprache hüten, bei jeder Sprache, wie Amos Oz immer wieder eindringlich vor Augen führt, und bei der deutschen Sprache natürlich erst recht. Ich selber habe jedenfalls viele gute Erfahrungen gemacht. Als ich 1969 zum ersten Mal nach Israel kam, hat mich hier ein Kreis von Jecken sehr herzlich aufgenommen, und für diese war der Umgang mit ihrer Muttersprache etwas Natürliches, ihr Zugang zu Deutschen vorsichtig offen, das heisst zu jungen, nach dem Krieg geborenen Deutschen, welche nicht von der Kollektivschuld, sondern eher von der Kollektivscham betroffen waren. In den letzten Jahren hat sich das Verhältnis zudem weiter entkrampft, da die direkt Betroffenen auf beiden Seiten immer weniger werden. Bei den ersten Übersetzungen israelischer Autoren gab es wirklich noch Probleme. Als Jacob Mittelmann 1964 den Erzählband *Hebräische Erzähler der Gegenwart* herausgab, musste er die Autoren teilweise zur Einwilligung überreden, und zudem wurde das Buch – obwohl primär für eine deutsche Leserschaft bestimmt – bei Manesse in der Schweiz herausgegeben. Doch heute gibt es hier kaum noch Autoren, die gegen eine solche Übersetzung etwas einzuwenden hätten, vielleicht mit Ausnahme von Irit Linor, einer Verfasserin von Trivilliteratur. Und solange meine Autoren einer Übertragung ins Deutsche zustimmen, habe ich damit gar keine Mühe. Man darf vielleicht heute, 50 Jahre nach der Schoa, auch wieder an die Bedeutung der deutschen Sprache für das Judentum vor der Katastrophe denken. Deutsch war unter anderem die Sprache des Zionismus, die Sprache Herzls und die Sprache der Zionistenkongresse. Die Wissenschaft des Judentums hatte rund hundert Jahre lang hervorragende Vertreter in deutscher Sprache; das *Jüdische Lexikon*, 1927-1930 in fünf Bänden erschienen, ist ein heute längst nachgedrucktes Standardwerk; und deutsche Juden haben in Deutschland nicht nur deutsche Klassiker gelesen und an nahezu allen Bereichen des allgemeinen Lebens teilgenommen, sondern auch jüdisches Leben in deutscher Sprache geführt. Vor der Schoa gab es hier also eine starke Brücke, und heute besteht die Aufgabe darin, wieder eine tragfähige Brücke zu errichten, “wo einmal eine war, aber zerstört wurde”, wie Amos Oz einmal sagte. Natürlich darf man niemals vergessen, was geschehen ist, und man muss diese neue Brücke ständig überprüfen, um die kleinsten Risse in der Bausubstanz sofort zu erkennen und auszubessern. Ich habe manchmal den Eindruck, dass in Deutschland Judentum und Israel eher als etwas Fernes, Fremdes erscheinen, was sich für mich unter anderem in der teils künstlich anglierten Transkription gängiger hebräischer Namen und Wörter ausdrückt, die im Vorkriegsdeutschland nie üblich gewesen ist. Wie Rabbiner Nathan Peter Levinson einmal eindrucksvoll schrieb: Wir, das heisst die vor der Schoa aufgewachsenen deutschen Juden, haben Kiddusch gemacht, nicht Kid-dush. Man sollte, im vollen Bewusstsein der Geschichte, auch wieder an Gemeinsamkeiten anknüpfen. Positive Schritte in dieser Richtung sind beispielsweise die judaistische Arbeit an den Universitäten, das Einbeziehen jüdischer

Geschichte in deutschen Fremdenführern, die Aufarbeitung deutscher Pioniervergangenheit hier in Israel, deutsch-israelische Städtepartnerschaften samt allen anderen Austauschprogrammen und eben auch das Übersetzen von Literatur in beide Richtungen.

G. O.: Der Zugang der europäischen Judaistik ist einerseits stark theologisch, andererseits historisch geprägt. Der literarisch philologische Zugang ist eher selten vertreten, obschon gerade die Literatur ganz besonders im Spannungsfeld von Religion und Politik steht. Wie orten Sie die Stellung der modernen hebräischen Literatur in ihrem Verhältnis zu Religion und Politik, wie säkular ist sie tatsächlich?

R. A.: Literatur ist natürlich Abbild der Gesellschaft, nicht nur Kunstwerk, sondern auch Teil der Landeskunde. Israel ist eine eigentliche Kulturnation und hat eine ausgesprochen florierende Literatur, die auch gelesen wird, zum Beispiel Abraham B. Jehoschuas *Rückkehr aus Indien* (München/Zürich 1996), ein sehr dickes und nicht unbedingt leichtes Buch, wurde in kurzer Zeit 80'000 Mal verkauft. Seit den letzten Wahlen, seit dieser grossen Enttäuschung, ist es beinahe so, als ob die Kultur zu einem Ersatz würde, einer Zuflucht vor der unerquicklichen Lage, um neue seelische Kräfte zu sammeln. S. Yishar, der schon 1948/49 in seinen Geschichten "Chirbet Chisa" und "Der Gefangene" auch das Leid der palästinensischen Araber thematisierte und immer wieder beherzt für Frieden und Menschenrechte eintritt, ist wohl kaum der einzige, der Fernseh- und Rundfunkberichte öfter als früher abschaltet, weil sie so deprimieren. Die säkulare Kultur bildet berechtigterweise eine eigene Kraft neben Nationalreligiösen einerseits und Ultraorthodoxen andererseits, denn diese sind ja teilweise ausgesprochen gegen die Künste. Ein verbindendes Glied, das heisst Leute, die sowohl kulturell als auch religiös orientiert sind, sagen wir in der Nachfolge von Samson Raphael Hirsch, haben hier im Moment einen recht schweren Stand. Die moderne Literatur ist schon säkular, und dennoch ist das Religiöse stark präsent. Gerade am diesjährigen Amos Oz-Kongress in Beer Scheva war ein Beitrag zur Religiosität in den frühen Werken von Amos Oz, wenn Sie so wollen, eine eigentliche Form von Religion, nicht dieses Rituelle, sondern das, was Religion sein soll, ethische Werte. Häufig bei Amos Oz ist zum Beispiel das Motiv des Vermeidens und Linderns von menschlichem Leid. Was die Politik anbelangt, greifen die Engagiertheit und der Konflikt in Israel wohl stärker ins literarische Schaffen als in andern Ländern. Früher war das noch dominanter, die Tendenz ist bei den jungen Autoren eher abnehmend, so dass sie sich den Themen der internationalen Szene annähern – Liebeskonflikte, Generationenkonflikte, Unrecht, Krankheit, Alter, und was es da noch alles gibt, das, was die Literatur schon immer genährt hat, das Aus-der-Wunde-heraus-Schreiben. Die Distanzierung vom Tagesgeschehen kommt wohl zum Teil auch aus der Verzweigung heraus, dass der Friedensprozess auf diese Weise ins Stocken geraten ist. Doch trotz allem behält die Politik bei vielen israelischen Autoren einen wichtigen Stellenwert, und einige von ihnen engagieren sich ja auch journalistisch am politischen Geschehen. Amos Oz, Yoram Kaniuk, David Grossmann oder Meir Shalev publi-

zieren sogar in deutschsprachigen Zeitungen. Das mag auch mit ein Grund sein, dass man sich in Deutschland für solche Autoren interessiert, im Sinn einer historischen Verantwortung.

G. O.: Der eigentliche Beweggrund zu diesem JUDAICA-Heft ist die hebräische Literatur anlässlich des fünfzigsten Geburtstages des Staates Israel, und da stellt sich zwangsläufig die Frage nach der Entwicklung dieser Literatur in einem Land, in dem sich beinahe alles im Zeitraffer zu entwickeln scheint. Welche grossen Veränderungen sehen Sie in den letzten Jahrzehnten israelischer Literatur? Inwiefern haben sich die anfänglichen Heldenideale aufgelöst?

R.A.: Am Anfang stand der sozialistische Realismus mit seinem Pionierethos. Doch schon früh scherten Autoren wie S. Yishar oder Jehoschua Kenas aus, sie stellten wohl das Pionierleben noch dar, relativierten es aber. Die nächste Generation begann dann zu schreiben, als alles schon aufgebaut war. Dementsprechend wollte sie auch etwas anderes schaffen und rebellierte gegen die früheren Ideale. Beispiele dazu sind Amoz Oz oder Abraham B. Jehoschua, die Schriftsteller, welche auch heute noch tonangegend sind. Als anfangs dieses Jahres Abraham B. Jehoschuas neues Buch erschien, *Massa' el Tom ha-Elef (Reise zum Ende des Jahrtausends)*, und er ein paar Interviews dazu gab, fragte Jehoschua scherzhaft, wo denn jetzt die jungen Schriftsteller seien, welche ihn und die Schriftsteller seiner Generation vom Thron stossen würden.

G. O.: Ich möchte nun auch auf das eigentliche Übersetzen zu sprechen kommen, ausgehend von einer Beobachtung, die ich bei Ihnen schon mehrmals gemacht habe: Sie wählen eine bewusst moderne Ausdrucksweise, dort wo ich im Hebräischen religiöse Anklänge mitschwingen höre. Zwei Illustrationen: In *Die Manis* (München 1993), von Abraham B. Jehoschua taucht immer wieder der Begriff der "Gilgulim" auf, der Seelenwanderungen, einem zentralen Begriff der mittelalterlichen Mystik. Sie geben jedoch den Ausdruck ganz säkular umgangssprachlich wieder als "Metamorphosen". Das andere Beispiel entnehme ich S. Yishars Roman *Auftakte*. Das Buch beginnt mit einer Beschreibung der Landschaft, die meines Erachtens eine deutliche Reminiszenz an den biblischen Schöpfungsbericht darstellt, mit entsprechenden Schlüsselwörtern. In Ihrer Übersetzung nehmen Sie diese Anspielung zurück. Natürlich zeigt sich an einem solchen Punkt der Unterschied zwischen Literaturwissenschaftler und Übersetzer: Während der Literaturwissenschaftler mit einzelnen Obertönen eines Werkes spielen kann, muss sich der Übersetzer für eine einzige Version entscheiden. Doch gerade in der Entscheidungstendenz wird auch seine Stellungnahme fassbar. Stimmt es, dass sie betont profan übersetzen?

R. A.: Übersetzen ist eine ständige Wahl, und je versierter man ist, umso mehr Versionen schwirren einem im Kopf herum, doch am Schluss steht eine Entscheidung. Eine Schwierigkeit gerade etwa bei Abraham B. Jehoschua ist, dass er sehr oft Leitworte verwendet, die in verschiedensten Zusammenhängen durch

das ganze Buch gehen, und das kann man im Deutschen dann oft nicht durchhalten, weil die verschiedenen Bedeutungen des betreffenden Wortes in den beiden Sprachen nicht deckungsgleich sind. Man muss auch das buchstäblich biblische Alter der hebräischen Sprache berücksichtigen. Der Ausdruck “Gilgul Neschamot” – Seelenwanderung, mag in der jüdischen Mystik verwurzelt sein, wird aber im heutigen Hebräisch auch für den Begriff der Seelenwanderung in den ostasiatischen Religionen oder etwa der Religion der Drusen verwendet. Ausserdem darf man nicht ganz vergessen, dass die Endform der Übersetzung auch vom Lektor beeinflusst ist. Da kommt hier und da mal ein anderes Wort herein, als ursprünglich gedacht. Nach meiner Erfahrung ist das allerdings fast immer zum Guten. Ich freue mich sehr, dass deutschsprachige Verlage gute Lektoren und Lektorinnen beschäftigen. Das gibt zusätzliche Sicherheit und erlaubt dadurch sogar grössere Risikobereitschaft, weil jemand da ist, der einen bei zu gewagten Salti vor dem fatalen Absturz bewahrt. Bei S. Yishar schwingt unter anderem auch das “kanaanäische” Moment mit, und gerade sein Hebräisch hat eine archaische Kraft, die in dem so viel jüngeren Deutsch (und auch Englisch) nicht immer nachvollziehbar ist. Die Bibel als Verbindung ist schon da, doch man muss sich vor Süßlichkeit und religiösem Schwulst ebenso hüten wie vor allzu christlichen Anklängen, denn all das entspricht ja meist nicht dem hebräischen Original. Gerade bei S. Yishar dominiert die bewusst säkulare Verwendung biblischer Ausdrücke, etwa an der köstlichen Stelle, an der das Orangenpackhaus alten Stils mit dem Tempel und seinem Dienst verglichen wird. Für Israelis und die israelische Kultur ist die Bibel ja nicht nur eine religiöse Schrift, sondern auch Geschichtsbuch und eine Sammlung frühester Werke der hebräischen Literatur. Wegen der zahlreichen verschiedenen Bibelübersetzungen ins Deutsche und der abnehmenden Bibelkenntnis deutschsprachiger Leser werden aber viele Anklänge übersehen oder gar nicht erst deutlich.

G. O.: Wie frei können Sie beim Übersetzen sein, wie gross empfinden Sie Ihren Spielraum zwischen kreativer Umsetzung und wörtlicher Versklavung?

R. A.: Ich bin schon sehr nahe am Text, suche oft lange – wie ein Dichter auch – nach einem bestimmten Wort und arbeite mit Synonymlexika. Ich habe einmal ein eigenes Referat vom Englischen ins Deutsche übertragen, und da hab ich gesehen, dass man einiges, einen Scherz etwa, in der anderen Sprache anders eingesetzt hätte. Aber der literarischen Vorlage eines Autors bin ich verpflichtet. Zum Beispiel sind die ersten Zeilen von S. Yishars *Auftakten* ganz auf den Reim von “Maqom”, “Rischon” und “Katom” aufgebaut. Hier kann man Inhalt und Rhythmus wahren und einen schönen Anfang gestalten, aber auch wenn man sich auf den Kopf stellt, reimen sich “Ort”, “erster” und “orange” auf Deutsch einfach nicht. Ein deutschsprachiger Autor hätte hier eben, wollte er reimen, andere Worte mit zwangsläufig anderer Bedeutung verwendet. Als Übersetzer muss man sich nach zähem Ringen um Kongenialität auch mal in Verzicht und Kompromisseschiessen üben, allerdings auch jede Chance nützen, im deutschen Text durch geschickte Wortwahl Ersatz für anderweitig Verlorenes zu liefern. Versklavt habe ich mich dabei noch nie gefühlt. Mein ganzes Streben geht ja

dahin, dem Original zur bestmöglichen deutschen Wiedergabe zu verhelfen, und ich betrachte es überhaupt als seltenes Privileg und grossen Genuss, diese hervorragenden Autoren zu übersetzen.

G. O.: Die höchsten Anforderungen an die Übersetzerin, die man sich überhaupt vorstellen kann, stellt zweifellos S. Yishar. Damit sich Leserin und Leser davon einen Eindruck verschaffen können: ein überbordendes Vokabular, verschachtelte Syntax in seitenumfassenden Sätzen, ausladendste Beschreibungen einer Farbe oder eines kleinen Ausschnittes Natur – der Schrecken jeder akademischen Übersetzungsprüfung –, und Sie meistern das über Hunderte von Seiten mit einer beispiellosen Bravour. Wie bewerkstelligen Sie eine solche Arbeit, wie gehen Sie vor?

R. A.: Man muss es leben, man muss sich ganz in ein Buch hineinversenken. Ich gehe da von einem ganzheitlichen Ansatz aus, so dass ich, wenn immer möglich, auch nur ein Werk auf ein Mal bearbeite. Dabei lese ich das entsprechende Buch im allgemeinen vorher nicht, ich lese es höchstens an, gehe aber an Leseabende, verfolge die Rezensionen oder lasse es meinen Mann lesen. Dann gehe ich so vor, dass ich im Lesen übersetze, und die Hauptarbeit kommt zum Schluss, wenn ich meine deutsche Version gesamthaft durcharbeite. Als S. Yishars Roman *Auftakte* nach rund dreissigjährigem Schweigen als Schriftsteller erschien, wurde hier in Rechovot ein Abend zu Ehren von Verfasser und Werk veranstaltet. Es war ein fulminantes dreistündiges Ereignis mit zahlreichen prominenten Teilnehmern, die lasen, rezensierten, Naturaufnahmen zum Text zeigten, sangen, musizierten, Erfrischungen reichten, und als alles vorüber war, spürte ich mit allen Fasern und Zellen: Dieses Buch *muss* ich übersetzen. Als ich dann längere Zeit später tatsächlich mit der Arbeit anfang, bin ich erst einmal über meinen eigenen Mut erschrocken, aber bald riss es mich einfach mit. Bei jedem Buch versuchen mein Mann und ich die ausdrücklich genannten oder indirekt aus dem Text zu entnehmenden Landschaften und Orte aufzusuchen, sei es der Weg am Leprakrankenhaus in Jerusalem, wo Netta aus Amos Oz' *Eine Frau erkennen* (Frankfurt am Main 1991) ihre Dornsträucher fürs Zimmer suchte und Hagar in Jehoschuas *Die Manis* (München/Zürich 1993) zur, natürlich ebenfalls vorhandenen, Strasse des 29. Novembers hinunterging, sei es der Friedhof von Nahalal, den Meir Shalevs *Russischer Roman* (Zürich 1991) unter anderem Namen schildert, oder seien es die Tel Aviver Häuser und Strassen, die in S. Yishars *Auftakten* oder Yoram Kaniuks Romanen eine Rolle spielen. Oft lese ich Fachbücher zum Thema (zum Beispiel über Frühzionismus, Tel Aviver Stadtgeschichte, die deutsche Besetzung von Kreta) und literarische Werke mit ähnlichem Sujet, die wertvolles Vokabular liefern können. Ausserdem umgeben wir uns gern mit Bildern oder Dingen, die mit dem einen oder anderen Werk zusammenhängen. All das macht nicht nur Spass, sondern hilft auch, die Bücher gewissermassen zu leben, sie von innen her zu erfassen und von innen her wiederzugeben. Dazu noch eine symbolträchtige, aber wahre Geschichte. Als ich meine zweite Romanübersetzung anfang, es handelte sich um Amos Oz' *Der perfekte Frieden* (Frankfurt am Main 1987), gingen wir davon aus, dass der in Galiläa liegende

Kibbuz wohl doch einige Ähnlichkeit mit dem damaligen Wohnsitz des Autors, nämlich dem nahe bei Rechovot gelegenen Kibbuz Chulda haben würde. Deshalb suchte mein Mann auf einer alten englischen Landkarte nach dem einstigen arabischen Dorf in der Nähe und wurde auch fündig. An einem heissen sonnigen Tag erklimmen wir den Hügel, auf dem einst das arabische Hulda lag. Da war es alles: das alte Haus des Scheichs, die anderen Ruinen, die Stille, der Staub, das beklommene Gefühl, die Trauer. Als wir uns von der Stelle lösten, hatte ich das Bedürfnis, ein Andenken mitzunehmen, und entschied mich für ein Feigenkaktusblatt. Ich habe es eingetopft, es ist nie ein grosser Kaktus daraus geworden, aber immer wieder treiben halb versteinerte Blätter ein neues zartes grünes.

G. O.: Auf diese Aussage hin habe ich beinahe Hemmungen, noch eine ganz prosaische Frage anzufügen: wieviel übersetzen Sie rein quantitativ, pro Jahr, pro Monat?

R. A.: Pro Jahr sind es ungefähr drei Bücher, pro Monat vielleicht 100 Seiten.

G. O.: Das Übersetzen ist in Israel, wahrscheinlich mehr als in andern Ländern, mit einem überaus grossen Prestige besetzt. Da es die Weltliteratur in hebräischer Übersetzung noch zum Ende des letzten Jahrhunderts fast nicht gab, beschäftigten sich sehr viele grosse hebräische Dichter mit Übersetzen. Chajjim Nachman Bialik übertrug Schillers *Wilhelm Tell* oder Cervantes' *Don Quixote*, Saul Tschernichovsky übersetzte die *Ilias* und die *Odyssee*, und so weiter. Hatten Sie umgekehrt nie das Bedürfnis zu schreiben wie etwa Ihre Kollegin Mirjam Pressler, denn es gibt doch keine bessere Schreibschule als das Übertragen grosser Meister?

R. A.: Nein, in dieser Hinsicht habe ich gar keine Ambitionen. Schon die Schulaufsätze waren mir verhasst, mir fehlt die Phantasie. Ich liebe den Umgang mit der Sprache und das Spielen mit den Formulierungen. Beim Übersetzen finde ich es wunderbar, dass ich eine Vorlage habe, in die ich mich dann hineindenken kann. Weiter ist es mir wichtig, dass ich die hebräischen Texte einem breiten Publikum zugänglich machen kann, denn das Hebräisch ist doch auf eine sehr kleine Leserschaft begrenzt. In dieser Hinsicht ist es beispielsweise erstaunlich, dass selbst israelische Araber wohl die hebräischen Tageszeitungen lesen, doch für hebräische Bücher greifen sie meist zu arabischen Übersetzungen, also fallen selbst sie als Leser des hebräischen Originals weg. Ähnlich ist es natürlich auch mit vielen Einwanderern. Dieses Original einem grossen Publikum zugänglich zu machen, ist mir ein Anliegen.

G. O.: Wenn ich Ihre Arbeit betrachte und Ihnen zuhöre, habe ich stark das Gefühl, dass Übersetzen Ihre Berufung ist, stimmt mein Eindruck?

R. A.: Ja, das Übersetzen von Literatur mit dieser Brückenfunktion bedeutet für

mich die Erfüllung eines Lebenstraums, den ich bereits als junges Mädchen hatte. Dass es das Übersetzen aus dem Hebräischen war, wusste ich zwar damals noch nicht, obwohl meine Israel-Begeisterung schon früh begann. Dass meine Arbeit für mich etwas ungeheuer Beglückendes ist, wurde mir während des Golfkriegs in besonderer Prägnanz bewusst. Wir waren zwar in der dortigen Bedrängungssituation durchaus optimistisch, doch wenn etwas passiert wäre – so dachte ich damals –, dann habe ich hier meine Bestimmung gefunden. Doch zum Glück ging dann alles gut – es gibt ja noch so viele Bücher, und meine Autoren, und neue Autoren! Zudem unterstützt mich auch mein Mann sehr in meiner Arbeit, wir teilen diese Begeisterung zusammen.

Im Gespräch mit Ruth Achlama und während eines Nachtessens mit ihr und ihrem Mann von sprichwörtlich biblisch orientalischer Gastfreundschaft, wurden mir mehrere Komponenten fassbarer, welche die ausgezeichnete Qualität ihrer Übersetzungen ausmachen in dem Sinn, dass sie ganz vom Geist des hebräischen Originals durchflutet sind. Da kommen zum rein handwerklichen Können und zur Sprachsensibilität die Liebe zum Land, die Verbundenheit mit den Autoren, das Mitdenken des Partners, und weiter fließen in Ruth Achlamas Werk auch die Kultur und die Natur ein, welche die Besucherin in ihrer Wohnung erfährt: die reiche Bibliothek, die Bilder von Naomi Smilansky, Anna Ticho und zahlreichen anderen israelischen Künstlerinnen und Künstlern, der Ausblick über Rechovot und auf die ganze Ebene ringsum.

Auf der anderen Seite sprang mir jedoch auch die Undankbarkeit der Übersetzungstätigkeit in die Augen. Vom Lukrativen ganz zu schweigen, kann jede noch so gute Übersetzung zur Beute eines unbarmherzigen Rezensenten werden, indem dieser nicht die Gesamtarbeit würdigt, sondern aus hunderten von Seiten ein einzelnes Wort herausgreift, bei dem vielleicht eine Insider-Anspielung oder ein Slang-Ausdruck übersehen wurden. Zudem ist die Übersetzung weit kurzlebiger als das Original, im Gegensatz zu diesem dem Alterungsprozess unterworfen. Das illustrieren nicht nur Bibelübersetzungen, sondern auch etwa die alten Übertragungen der Bialik-Gedichte von Ernst Müller, Übersetzungen, welche aufgrund ihrer Altertümlichkeit die Schönheit der Lyrik Bialiks gänzlich trüben.

Doch die Übersetzerin ist der Türhüter zum Schatz der Literatur, ihr Schlüssel öffnet mancher Leserin und manchem Leser das Tor zu ungeahnten hebräischen Kostbarkeiten. Oder wie Ruth Achlama es wohl mit ihrem Bild ausdrücken würde: Sie baut an neuen Brücken.